



Die Zeit, Hamburg

20. Dez. 1968

N 02 3

KBA 8442

Freitag, den 20. Dezember 1968

FEUILLETON

ZEIT Nr. 51 — Seite 23

# Die Autorität der Freiheit

Zum Tode Karl Barths / Von Karl Gerhard Steck

Karl Gerhard Steck war Schüler von Karl Barth und ist heute Professor für Systematische Theologie an der Universität Münster

von Anfang an viele gedacht, jetzt sei es um Barths wirkliche Sendung geschehen. Aber er meinte immer (nicht nur gegen Harnack 1923) zu wissen, „daß dasselbe nicht wiederkehren kann noch soll, und daß wir in unserer Zeit für unsere Zeit zu denken haben“. Eben diese Konzentration auf die dogmatische Aufgabe der Theologie hat dann die Voraussetzung gebildet für die Aufgabe der Christenheit nach 1933.

Was Karl Barth für die Christenheit in Deutschland in der NS-Zeit bedeutete, braucht hier nicht erzählt zu werden. Die zweite seiner Kampfschriften von 1933 ist überschrieben: „Für die Freiheit des Evangeliums.“ (Er hat sie übrigens, samt der ersten Kampfschrift, an Adolf Hitler geschickt, und der Empfang ist auch von der Reichskanzlei bestätigt worden.) Das Interesse für die Freiheit des Evangeliums bestimmte weiterhin und bis heute alles, was er in der Kirche und gegen die Kirche, in der Welt und gegen die Welt — nicht nur die deutsche, sondern auch die Welt seiner schweizerischen Heimat — unternahm und hören ließ. Dabei hat er die herkömmlichen Grenzlinien zwischen Religion und Politik, zwischen Kirche und Staat, Dogma und Ethos, Herrschaft Gottes und Herrschaft des Kaisers nie geachtet. Wer ihn im ganzen und im einzelnen mehr als politischen denn als christlichen Theologen nehmen und verstehen — und je nachdem loben oder tadeln — will, kann dafür Belege genug anführen. Aber was wäre eine Rede zugunsten der Freiheit des Christenmenschen, die an der Grenze zum Politischen haltmachte oder umkehrte?

Karl Barth hat von der befreienden Kraft des Evangeliums in den letzten Jahrzehnten seines Lebens am liebsten dort geredet, wo die Unfreiheit des Menschen am handgreiflichsten ist: vor den Insassen des Basler Gefängnisses. Diese Gefängnispredigten gehören zum Ganzen. Sie sind die Probe aufs Exempel.

Und die Autorität? Mag die Autorität des Theologieprofessors in der Vorzeit noch stattlich und respektabel gewesen sein — ein solches Lebenswerk trug sie nicht und trägt sie niemals. Auch die Autorität von Kirche und Christenheit ist fragwürdig, was alle Konfessionen heute zu lernen bekommen. Karl Barth, der Mann und das Lebenswerk, werden auch weiterhin eben die Autorität haben, die die Freiheit mit sich bringt.

trägliche Ohrfeige für die Opfer des Faschismus bedeutet.

Da kam eine junge Frau aus Paris gereist und ohrfeigte den Bundeskanzler öffentlich. Was Argumente nicht vermocht hatten, die irrationale Tat heckte Schlagzeilen und Kommentare: Endlich mal was Photogenes, ein Knüller, ein sogenannter Aufhänger. Tags drauf ging es schon nicht mehr um Kiesinger und seine Vergangenheit, sondern um das Strafmaß — ein Jahr Gefängnis für Majestätsbeleidigung.

Nein, es besteht weder Anlaß, Kurt Georg Kiesinger eine Sonnenbrille zu leihen, noch Beate Klarsfeld rote Rosen zu schicken. Ohne Kurt Georg Kiesinger gäbe es keinen Fall Klarsfeld; ohne die folgenreiche Fehlentscheidung vom Dezember 1966 und ohne das Versagen der deutschen Öffentlichkeit hätte sich Beate Klarsfeld nicht zu einer Tat entschließen können, deren hysterische Begleiterscheinungen die Ursache verwischen und die Wirkungen und Nebenwirkungen in den Vordergrund rücken.

Auch wenn sich die Fälle von Gewaltanwendung nicht vergleichen lassen: ohne die pathetischen Aufrufe des SDS, ohne das Kommune-Flugblatt — „Burn, ware-house, burn!“ — wäre es nicht zu den Kaufhausbränden in Frankfurt gekommen; ohne die systematische Pogromherze einiger Springerzeitungen hätte Josef Bachmann seine infantile Welt nicht verlassen, um auf Rudi Dutschke zu schießen. Dem Irrsinn schmeckt jede Ideologie. Am Ende weiß die Linke nicht, was die Rechte ihr zugespielt hat. Am Ende könnte die Rechte einen Gewinn einstreichen, den die Linke als Spesen abbuchen wollte.

Soweit mein Nein; es ließe sich erweitern...

Ich weiß, daß dieses Nein in Permanenz honorig aufgeputzt werden kann. Ich kenne die Schadenfreude meiner Feinde und Freunde, wenn sie mit Bedauern und Kopfnicken feststellen: Er ist zwischen die Stühle geraten. Er muß nach zwei Seiten gleichzeitig argumentieren. Bald werden sie ihn zerrieben haben. Gestern hat er gestottert. Vorgestern kam er nicht zu Wort. Vorgestern mußte er sich zwischen den Sätzen den Schweiß abwischen. Das hat er davon. Und überhaupt, über Vierzig ist er auch schon. Das sollte er doch gemerkt haben: Die Jugend ist unsere Zukunft.

Warum gefällt es mir nicht im Neinsagerlager?

Weil sich die Neinsager ihr Rechtgehabt haben andauernd selbst bestätigen. Weil das Neinsagen so leicht ist. Weil das absolute Nein und das absolute Ja in Deutschland schlimme Geschichte gemacht haben. Weil das Nein Stillstand bedeutet.

Und jetzt sage ich ja zu diesem abermaligen, von Anbeginn verwässerten, nur teils, teils glückten Versuch, die Demokratie in Deutschland zu etablieren.

Ich sage ja zu unserer Verfassung, die sich nur unzureichend mit der Verfassungswirklichkeit deckt. (Deshalb sage ich ja zu jedem Versuch, die Kluft zwischen Norm und Wirklichkeit zu schmälern.) Deshalb ist mein Votum gegen die fahrlässige Personalentscheidung Kiesinger zugleich ein Votum für die parlamentarische Demokratie. In diesem Nein ist ein Ja eingeschlossen...

Ich sage ja zu Reformen und auch zu kompromißbeladenen Reformen. Der Versuch des Justizministers Heinemann, durch Gesetz die rechtliche Gleichstellung der unehelichen Kinder sicherzustellen, dieser Versuch, gegen den Widerstand einer konservativen Mehrheit für eine Minderheit so etwas wie Gerechtigkeit zu schaffen, findet meinen Beifall.

Ich sage ja zu der Friedenspolitik des Bundesaußenministers Willy Brandt, denn zur Friedenspolitik gibt es keine Alternative...

Und schon höre ich Einwände, vorher sorgsam auf Eis gelegt: Da bekommt der Mensch die Carl-von-Ossietzky-Medaille, und was tut er? Anstatt Ossietzky und Tucholsky, die Weltbühne und was noch zu feiern, tritt er für die Sozial-

Der Titel ist entlehnt, meinetwegen gestohlen — von dem großen, von Johann Christoph Hampe herausgegebenen Werk des Kösel Verlags über das Zweite Vatikanische Konzil. Aber Karl Barth hat eben diesen Titel eine geniale Erfindung genannt, und ich wüßte keine richtigere Perspektive für sein Lebenswerk als eben diese: die Autorität der Freiheit. Wofür das Konzil aufgebrochen ist und steht und wofür auch die katholische Christenheit wird stehen müssen, wenn ihr das Konzil nicht vergebens geschenkt sein soll, dafür stand Karl Barth — zunächst im engeren Bereich der deutschsprachigen Theologie und Kirche, dann immer weiter ausgreifend und wirksam im Bereich von Kirche und Welt überhaupt.

Man sollte wohl besser nicht, wie es manche taten und tun, vom Papst der Protestanten in Basel sprechen. Aber man darf sagen: Was dem *orbis catholicus* in der Form eines Konzils zuteil wurde, das widerfuhr dem Protestantismus und der übrigen Christenheit durch das Lebenswerk eines einzelnen, eines protestantischen Pfarrers in einem schweizerischen Industriedorf, der dann an den Universitäten Göttingen, Münster, Bonn und Basel lehrte und der von seinem Schreibtisch aus, wie man neulich lesen konnte, zum Kirchenvater des 20. Jahrhunderts wurde.

Seit mehr als sechzig Jahren, genau seit 1906 hat Karl Barth sich öffentlich hören lassen. Mehr als fünfhundertfünfzig Nummern zählte die Bibliographie zu seinem 80. Geburtstag am 10. Mai 1966, und ein paar höchst gewichtige Titel sind inzwischen noch dazugekommen. Die Christenheit kennt kaum einen andern Theologen mit einer solchen Autorschaft; ob mit einer stärkeren geschichtlichen Auswirkung, vermag heute noch niemand zu sagen.

Man kann ihm in allen Bereichen der christlichen Überlieferung begegnen: auf dem Gebiet der Schriftauslegung — mit der Auslegung des Römerbriefs hat er zuerst Gehör und Echo gefunden; auf dem Gebiet des Essays und der Streitschrift — sie bieten dem Leser den leichtesten Zugang, und sie sind für den Gang der Dinge in Kirche und Welt, nicht erst seit 1933, sondern schon in der Frühzeit der sogenannten dialektischen Theologie am unmittelbarsten wirksam geworden. Und wenn er auch den Bann des Historismus in der Theologie gebrochen hat, so war er doch ein Liebhaber der Historie, etwa der Historie Napoleons, und seine Beiträge zur Geschichte der neueren Jahrhunderte müßten manchen Leser mit dem „Dogmatiker“ Karl Barth versöhnen.

Denn zum Dogmatiker im eminentesten Sinn des Wortes ist er dann doch geworden: die Phalanx der Bände seiner „Kirchlichen Dogmatik“ — seit 1932 in dreizehn voluminösen Teilen — steht vor den Erben, und dies in einem Zeitalter, das auch und gerade in Theologie und Christenheit ganz andere Sorgen hatte und einem

den Schweiß abwischen. Das hat er davon. Und überhaupt, über Vierzig ist er auch schon. Das sollte er doch gemerkt haben: Die Jugend ist unsere Zukunft.

Warum gefällt es mir nicht im Neinsagerlager? Weil sich die Neinsager ihr Rechtgehabt haben andauernd selbst bestätigen. Weil das Neinsagen so leicht ist. Weil das absolute Nein und das absolute Ja in Deutschland schlimme Geschichte gemacht haben. Weil das Nein Stillstand bedeutet.

Und jetzt sage ich ja zu diesem abermaligen, von Anbeginn verwässerten, nur teils, teils geglückten Versuch, die Demokratie in Deutschland zu etablieren.

Ich sage ja zu unserer Verfassung, die sich nur unzureichend mit der Verfassungswirklichkeit deckt. (Deshalb sage ich ja zu jedem Versuch, die Kluft zwischen Norm und Wirklichkeit zu schmälern.) Deshalb ist mein Votum gegen die fahrlässige Personalentscheidung Kiesinger zugleich ein Votum für die parlamentarische Demokratie. In diesem Nein ist ein Ja eingeschlossen. . .

Ich sage ja zu Reformen und auch zu kompromißbelasteten Reformen. Der Versuch des Justizministers Heinemann, durch Gesetz die rechtliche Gleichstellung der unehelichen Kinder sicherzustellen, dieser Versuch, gegen den Widerstand einer konservativen Mehrheit für eine Minderheit so etwas wie Gerechtigkeit zu schaffen, findet meinen Beifall.

Ich sage ja zu der Friedenspolitik des Bundesaußenministers Willy Brandt, denn zur Friedenspolitik gibt es keine Alternative. . .

Und schon höre ich Einwände, vorher sorgsam auf Eis gelegt: Da bekommt der Mensch die Carl-von-Ossietszky-Medaille, und was tut er? Anstatt Ossietszky und Tucholsky, die *Weltbühne* und was noch zu feiern, tritt er für die Sozialdemokratie ein, obgleich er wissen muß, daß Ossietszky und Tucholsky samt *Weltbühne* mit Vorsatz und Stülgefühl die SPD wie einen Prügelknaben traktiert haben — ja, ich weiß es. Und weil ich es weiß, bin ich nicht bereit, eine Tradition fortzusetzen oder gar kritiklos zu feiern, die dem Grabgesang der Weimarer Republik zwar nicht die Melodie und den Rhythmus, aber doch eine der vielen Strophen gestiftet hat. Wie sagte Tucholsky, als er Mitte der zwanziger Jahre seinen Spott über das sozialdemokratische Reichsbanner ausgoß: „Diese Republik ist nicht die meine.“ Und selbst in der Emigration wollte die Selbstzerfleischung der deutschen Linken nicht aufhören. Ich habe meine Lehre gezogen.

Lernen wir endlich, das Ja und das Nein im produktiven Wechselspiel zu verstehen: Kritik soll auch Fürsprache sein; und Fürsprache ist der schwierigste Teil der Kritik. Das ist anstrengend. Unzulängliches soll zulänglicher werden. Ich bitte Sie um Mitarbeit.

(Die Rede wurde leicht gekürzt)

der dann an den Universitäten Göttingen, Münster, Bonn und Basel lehrte und der von seinem Schreibrat aus, wie man neulich lesen konnte, zum Kirchenvater des 20. Jahrhunderts wurde.

Seit mehr als sechzig Jahren, genau seit 1906 hat Karl Barth sich öffentlich hören lassen. Mehr als fünfzehnhundertfünfzig Nummern der Bibliographie zu seinem 80. Geburtstag am 10. Mai 1966, und ein paar höchst gewichtige Titel sind inzwischen noch dazugekommen. Die Christenheit kennt kaum einen andern Theologen mit einer solchen Autorschaft; ob mit einer stärkeren geschichtlichen Auswirkung, vermag heute noch niemand zu sagen.

Man kann ihm in allen Bereichen der christlichen Überlieferung begegnen: auf dem Gebiet der Schriftauslegung — mit der Auslegung des Römerbriefs hat er zuerst Gehör und Echo gefunden; auf dem Gebiet des Essays und der Streitschrift — sie bieten dem Leser den leichtesten Zugang, und sie sind für den Gang der Dinge in Kirche und Welt, nicht erst seit 1933, sondern schon in der Frühzeit der sogenannten dialektischen Theologie am unmittelbarsten wirksam geworden. Und wenn er auch den Bann des Historismus in der Theologie gebrochen hat, so war er doch ein Liebhaber der Historie, etwa der Historie Napoleons, und seine Beiträge zur Geschichte der neueren Jahrhunderte müßten manchen Leser mit dem „Dogmatiker“ Karl Barth versöhnen.

Denn zum Dogmatiker im eminentesten Sinn des Wortes ist er dann doch geworden: die Phalanx der Bände seiner „Kirchlichen Dogmatik“ — seit 1932 in dreizehn voluminösen Teilen — steht vor den Erben, und dies in einem Zeitalter, das auch und gerade in Theologie und Christenheit ganz andere Sorgen hatte und einem scheinbar so orthodoxen Lehrgebäude solchen Umfangs nur zögernd näherzutreten vermochte.

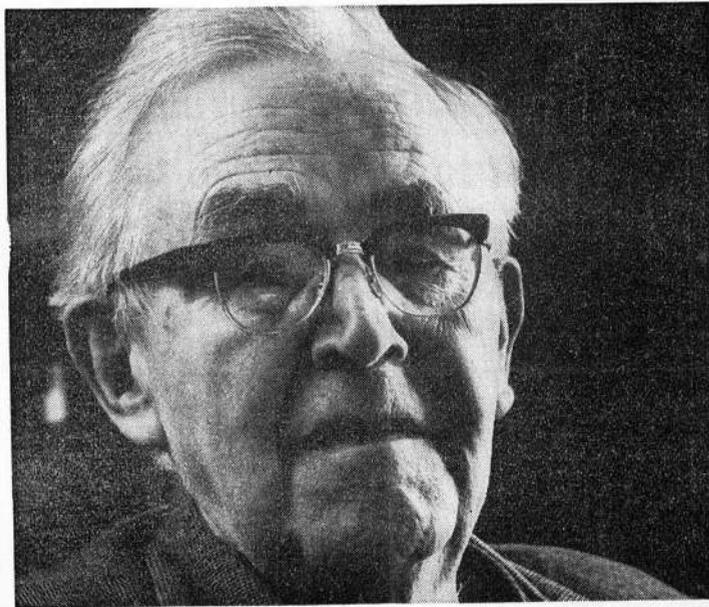
Überall aber war es die Freiheit, die Barth antrieb und bestimmte. Zuerst die Freiheit, ja Ungeniertheit, mit der er der ihn bestimmenden kritisch-liberalen Wissenschaftstheorie den Abschied gab. Viele zerbrechen sich heute noch und wieder den Kopf darüber, wer nun eigentlich in dem großen Disput zwischen Adolf Harnack, dem Lehrer, und Karl Barth, dem früheren Schüler, zu Beginn der zwanziger Jahre im höheren Recht ist. Und die Souveränität im Umgang mit den biblischen Texten, die sich bis zuletzt in den exegetischen Partien der „Kirchlichen Dogmatik“ auslebt, ist für die Fachleute oft genug indiskutabel, mindestens problematisch.

Nicht geringer war die Freiheit, mit der er, *volens volens* zum Professor für Dogmatik geworden, sich an den Neubau und Umbau dieser längst verkümmerten und fast verfallenen Disziplin der Theologie machte. Weil dabei nach Inhalt und Form die christliche Vergangenheit in ihrer Breite und Tiefe zu Wort kommt, haben

lichen Theologen nehmen und verstehen — und je nachdem loben oder tadeln — will, kann dafür Belege genug anführen. Aber was wäre eine Rede zugunsten der Freiheit des Christenmenschen, die an der Grenze zum Politischen halmachte oder umkehrte?

Karl Barth hat von der befreienden Kraft des Evangeliums in den letzten Jahrzehnten seines Lebens am liebsten dort geredet, wo die Unfreiheit des Menschen am handgreiflichsten ist: vor den Insassen des Basler Gefängnisses. Diese Gefängnispredigten gehören zum Ganzen. Sie sind die Probe aufs Exempel.

Und die Autorität? Mag die Autorität des Theologieprofessors in der Vorzeit noch stattdlich und respektabel gewesen sein — ein solches Lebenswerk trug sie nicht und trägt sie niemals. Auch die Autorität von Kirche und Christenheit ist fragwürdig, was alle Konfessionen heute zu lernen bekommen. Karl Barth, der Mann und das Lebenswerk, werden auch weiterhin eben die Autorität haben, die die Freiheit mit sich bringt.



Karl Barth

Aufnahme: Werner Neumeister